

# Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuykill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold P. W. U. in der Süd Street, zwischen der Franklin- und Chesnut-Street.

Jahrg. 10, ganze Num. 478.

Dienstag den 26. September, 1848.

Laufende Nummer 11.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superal-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1 50 an gerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in dieser Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingeliefert werden.

## Der Sohn der Nacht.

[Fortsetzung.]

So war er schon jung, gleichsam in das Herz der bürgerlichen Wohnungen angeführt und kannte die Localitäten der großen Stadt. Die Folge war, daß Richard, sowie er in ein Haus trat, sogleich beurtheilen wußte, welcher Theil der Wohnung am besten gegen die Blicke des dortig geschühten oder welches Fenster das Boudoir führte, wo der Schmuck der Dame aufbewahrt wurde, oder in das beschäftigte Zimmer wo die Casse stand. Bei ihm er sich zum erstenmale in einem fremden Zimmer, so fühlte er gleich, wie aus dem magnetischen Instinkt, wo Geld, so Kleinodien lagen, und war im Stande gerade darauf loszugehen. Er war mit jenen seltenen Naturen zu vergleichen, welche geheime Schätze in der Erde wittern; denn so leuchteten auch eingeschlossenes Gold und Diamanten seinem inneren Auge, wenn das äußere sie noch nicht erlicht hatte.

Zum Erklimmen der Mauern, sowie jeder andern Unternehmung, die Kraft und Beschicklichkeit erforderte, hatte ihn die Natur reichlich ausgestattet. Seine Spießgesellen nannten ihn der ungeheuren Genickigkeit wegen nur den schönen Vogel. Auch verdiente er wohl diesen Namen wegen der Lebendigkeit seines großen blauen Auges, der halbblonden Locken und der rischen Farbe seiner Wangen. Dieser schöne Vogel hatte wirklich ein reizendes Gefieder, und in der That durfte ein solcher Dieb, der über alle Hindernisse hinwegfliegt, um sich seines Zieles zu bemächtigen, wohl mit einigem Rechte den Bewohnern der Lüfte verglichen werden. Im Französischen ist bekanntlich dasselbe Wort, um stehlen und fliegen zu bezeichnen, was wohl auf das Gefagte hindeuten mag.

So lebte Richard seine Tage dahin. Alles, was er raubte, brachte er seinen Eltern, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Er hatte auch nicht ein einziges Mal über seine Lebensweise nachgedacht.

Eines Tages sprach der Vater zu ihm: „Richard, in einem Hause der elysäischen Felder wohnt eine junge Wittve, die heute hunderttausend Franken empfängt. Dies ist das Vermögen ihres Gatten, das sie bis zur Großjährigkeit ihres Kindes verwalten soll. Morgen wird das Geld auf den Schatz getragen, und es ist daher nöthig, sich noch heute den Besitz desselben zu verschaffen. Jeden Abend um neun Uhr geht das Kammermädchen fort, um Milch für das Kind zu holen; die Dame bleibt dann für einige Zeit allein. Hier ist der Schlüssel zur Hausthüre, der nach einem genauen Abdrucke des Schlosses gemacht wurde. Jetzt gehe, mein lieber Sohn, arbeite ein wenig, und wenn du zurückkommst, erwartet dich ein Glas Punsch, das ich dir selbst als Herzkostung bereiten will.“

Und am Abend überbrachte Richard, die hundert tausend Franken seinem Vater.

Nur die Brieftasche, in der die Banknotten gelegen hatten, behielt er für sich. Sie war von Leder, an allen Ecken mit Gold besetzt. Ein süßer Duft entstieg daraus und er empfand zum erstenmale den Reiz des Wohlgeruchs. Der Duft hauberte ihn, er wußte selbst nicht wie, in das Zimmer zurück, wo er das schöne, bleiche Weib verlassen hatte, das ihr von ihm zu Grunde gerichtetes Kind an den Busen drückte—das Kind, das ihr von al' ihrem Glücke nur allein übrig geblieben war.

Auf dem Schilde der Brieftasche las er die Buchstaben F. S. Er betrachtete sie lange und ein seltsamer Gedanke kam ihm in den Sinn.

„Ich habe keinen Grund,“ sagte er zu sich selbst, „die arme Frau auch dieses Gegenstandes zu berauben, den sie wahrcheinlich hochhält. Wenn ich ihr das Geld genommen habe, so kann ich ihr doch wenigstens dieses hier zurückgeben, das für mich ohne Werth ist.“

Dies war der erste gute Gedanke, der in diesem wilden Kopfe aufloderte. Allein, ehe er ihn ausführte, wollte Richard sich den Wohlgeruch verschaffen, der ihn so mächtig anregte, indem er ihm das Bild und die Umgebung der jungen Frau aufs Neue vergegenwärtigte. Es war aber nichts Anderes als das bekannte Patchouli; der erste beste Laden lieferte ihn diesen für ihn so herrlichen Gegenstand, und nun trug er ihn in seine Kammer, barg ihn in seinem Lager und wollte alle Lust damit durchwürzen, die er von nun an einathmen würde.

Ein neues Leben war in Richards Brust erwacht. Es war nicht der rege Trieb zu seinen verbrecherischen Unternehmungen, es war nicht der wilde Ehrgeiz mehr, der nach den Lobsprüchen und Erhebungen seiner Eltern und Kameraden trachtete; sondern ein Gefühl wie Sehnsucht nach etwas Unbekanntem schien sich in seinem Innersten zu regen. Das Bild, das ihn fortwährend beschäftigte, der anreizende Geruch der ihn fortwährend umgab, dies wiegte ihn in ein Traumleben, welches sein Innerstes mit einer freundlich erwärmenden Flamme erfüllte.

Er wollte gleich nach dem begangenen Diebstahle das Haus der Wittve wieder aufsuchen, allein ihm fehlte der Muth dazu. Er, der sonst so leichtsinnig neue Frevel auf Frevel häufte, wagte hier nicht einmal den Ort wieder zu sehen, wo er den ersten begangen und den er mit besseren Gefinnungen betreten wollte. Er spiegelte sich vor, daß die schöne Bewohnerin nicht mehr in ihrem Hause anzutreffen sein würde; denn — dachte er — wenn sie nichts weiter besessen hat, als das Einkommen, der von mir geraubten Summe, so wird sie in jenem eleganten Hause nicht mehr wohnen können. So kämpfte er in Gedanken durch Betrachtungen aller Art, die mehr oder weniger festen Grund hatten, den Wunsch nieder, der ihn verzehrte.

Endlich siegte der Zufall. Er war durch verschiedene Seitenwege in die Nähe des Hauses gelangt und konnte nun nicht mehr widerstehen, einen Blick wenigstens seitwärts durch das Gitterthor in den Garten zu werfen. Madame S. stand am Ende eines kleinen geschorenen Rasenplatzes. Richard blieb mit angehaltenem Athem wie angewurzelt auf seiner Stelle stehen.

Er betrachtete mit aufmerkamen Forschungen die schöne junge Frau. Nur wenige Tage hatten genügt, aus ihren Zügen den Eindruck jenes nächtlichen Schreckens zu vernichten. Der Verlust der Summe war allerdings ein Unglück für sie, allein keines von denen, welche auf den Gesichtszügen der Menschen ihre unverwundbaren Spuren zurücklassen.

Die junge Wittve stand in einem langen, fast schleppenden Gewande von schwarzer Wolle da; ihren Kopf zierte eine Haube von schwarzen Spitzen, die mit einem schleierartigen Behänge versehen war, wie solches die tiefe Trauer den Frauen der höheren Stände vorschreibt. — Diese dunkle, doch anmuthige Gestalt hob sich von dem grünen Grunde, der mit bunten Blumen durchzogen war, die so eben zu welken begannen. Es waren Rosen, Flieder, Geißblatt, zu deren reizenden Farbenspielen die Trauerkleider der Wittve einen grellen, doch sinnigen Gegensatz bildeten. Die Natur verwendet nie die schwarze Farbe für die glücklichen Pflanzen, für den Himmel und die Erde; sie läßt sie allein den unglücklichen Menschen, die sich damit bekleiden, wenn sie einen unersehlichen Verlust erleiden. — Und ach, wie oft haben sie es nöthig!

Madame S., die in ihrem Trauerkleider, gleich wie die sie umgebenden Blumen das Köpfchen hängen ließ, besaß einen unbeschreiblichen Reiz; sie gehörte zu jenen Schönheiten, die dem Denken Nahrung verleihen, die man nicht bloß liebt, sondern von denen man auch gern träumt.

Als Richard sie so betrachtete, kam es

zuerst wie Reue über ihn. Er verwünschte zum ersten Mal eine That, wie er sie sonst, ohne daran zu denken, so oft verübt hatte. Er glaubte, daß Schönheit und Reichtum stets auf's Engste verbunden sein sollten, und seine stumpfe Seele fühlte, daß es wohl seine Pflicht gewesen wäre, dieser Frau einen größern Schatz zu bringen, als sie des Kleinen zu berauben, den das Schicksal ihr vergönnt hatte. Hätte es ihm erst in den Sinn kommen können, daß er eine Mutter vor sich sah, welche er des Vermögens ihres Kindes beraubt hatte, um wie viel stärker würden seine Gewissensbisse gewesen sein. Allein so weit war der Dieb noch nicht.

Als Madame S. sich jetzt mit ihrem Kinde nach einer andern Seite des Gartens gewendet hatte, entschloß er sich plötzlich, seinen Vorsatz auszuführen. Er warf die Brieftasche in den Garten, und machte sich eiligst davon. Er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als Nachrichten über die Besizerin zu erhalten, und er wandte sich daher an ein Mädchen, die an dem Graben der die Avenue Chateaubriand begrenzt, einige Ziegen hütete, mit seiner Frage. Diese sagte ihm, daß Madame S., vor wenigen Tagen auf eine geheimnißvolle Weise bestohlen worden sei, die in der ganzen Gegend der Gegenstand des Gesprächs geworden war. Ein schwarzer Mensch sei nämlich vom Nachtwinde getrieben, in dem Hause erschienen, habe dort sogleich den Ort gewußt, wo das Vermögen der Wittve aufbewahrt wurde, habe sich dann desselben schnell bemächtigt, und sei ebenso unmerklich und schnell mit dem Raube verschwunden, wie er gekommen. Niemand wisse sich das näher zu erklären. Außer dem Schrecken habe jedoch der Vorfall keinen nachtheiligen Einfluß auf die Wittve gehabt; ihr Zustand sei dadurch nicht im Geringsten verümmert, da der reiche Rhein ihres Kindes sogleich aus seinen Mitteln den Betrag der Zinsen des geraubten Capitals zu ersetzen versprochen habe.

Diese Worte erleichterten Richard's Brust. Er schritt rascher durch die Allee und begriff nicht sein verändertes Wesen. Welche neue Bewegung fühlte er in sich? Was wollte dieses Bild der schwarzgekleideten Frau von ihm, das sich ihm stets verfolgte? Die Liebe die sich seiner bemächtigt, hatte er bisher nicht gekannt, u. wußte sie nicht zu deuten.

Am andern Tage trieb es ihn unaufhaltsam zu dem Gartengitter, wo sein Auge die liebliche Vision gehabt hatte.

Madame S., saß unter einer Gruppe kleiner Bäume im Hintergrunde des Gartens. Sie war mit einer Stickerei beschäftigt, während ihr Kind, anstatt mit den hübschen Sachen zu spielen, die es umgaben, die bunten Seidenfäden der Mutter unbarmerzig hin und her und durch einander warf, von der Letztern nicht einmal mit einem Blicke gestraft. Es war lieblich zu sehen, mit welcher himmlischen Geduld sie dies stets wieder vom Boden hob, aufwickelte und zurecht legte.

Die Sonne war untergegangen und das Spiel, das Richard lange Zeit entzückt hatte, zu Ende; die Mutter packte ihre Arbeit zusammen, nahm ihr Kind auf den Arm und ging langsam in das Haus zurück. Da fühlte der Räuber einen neuen Wunsch in sich emporkommen; er wollte auf dem Plage sein, den sie so eben verlassen hatte. Er wartete noch ein wenig. Jetzt wurden die Läden des Hauses geschlossen; die Nacht war dunkel, und nichts Lebendiges regte sich weit und breit in den Laubgängen. In diesem Augenblicke wollte er in den Garten steigen. Er zog aus seiner Tasche eine dicke seidene Schnur, auf künstliche Weise in einander geknüpft, deren Ende eine Schlinge bildete; diese warf er um eine Urne, welche einen der Pfeiler des Gitterthores schmückte; so half er sich zur Höhe hinauf, warf dann die Schnur auf der andern Seite hinab und gleitete daran hinunter.

Wie eine Schlange huschte er bis zu dem geliebten Plage und warf sich mit unfählichem Vergnügen auf dem Rasen nieder, auf dem der Fuß der schönen Frau geruhet hatte; er athmete mit einer heißen Gier die Luft, die sie gefächelt hatte; er erhob seine Blicke zu den Zweigen über ihm, die noch vor wenig Minuten ein Dach für sie gebildet; er nahm mit bebenden Händen die Blumenblätter, die das Kind noch eben erst gerissen, und küßte sie mit einem Gefühl von Glück, ohne zu wissen, woher es eigentlich entstand. So träumte er lange Zeit. Es war ein Zustand von Schummer und Wachen.

Plötzlich erbeute sein Inneres, wie von einem electrischen Schlage. Madame S. saß am Flügel und präparirte mit jenem warmen Gefühl, das sich von der Seele löst, wenn man sich ganz einsam und unbelauscht weiß. Der Laden war geschlossen und das Fenster geöffnet; Richard konnte jedem Hauch des Instruments folgen; der Zauber wuchs; er lag berauscht von Gefühlen da; seine Seele verband sich aufs innigste mit diesen Tönen, und schwang sich mit ihnen in reinere Sphären empor.

Es war das erste Mal in seinem Leben daß der Unglückliche, Verlorene ein Weib, ein Kind betrachtet hatte, daß er den Duft der Blumen einsog, daß er den Ton der Musik vernahm. Er hatte bis jetzt von dem Allen nicht gewußt; denn unsere Fähigkeiten entwickeln sich im Leben nicht durch sich selbst; sie werden durch Erziehung geweckt, oder durch die Magie des Augenblicks. Richard war in gänzlicher Unwissenheit erzogen worden. Er kannte weder das Leben noch das Gemüth.

Neben uns in der Gesellschaft besteht eine Welt von Barbaren, deren Sitten wir weniger kennen, als die Sitten der Südseeinsulaner. Wir haben nie unsern Fuß in ihre verpesteten Schlupfwinkel gesetzt. Der Gedanke an eine Gemeinschaft mit ihnen erfüllt uns mit Entsetzen, aber auch sie wissen nichts von unseren verfeinerten Gefühlen, von unserer Poesie des Lebens, von unserer Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein junger Soldat vom Heere des alten „Rauh und Rüstig.“

Bei einer Versammlung des Rough u. Ready Clubs in einer Ward der Stadt Philadelphia, trat, als man sich eben vertragen wollte, ein bleicher, allen Anwesenden unbekannter junger Mann auf und bat den Präsidenten um Erlaubniß, einige Worte über Gen. Taylor sagen zu dürfen. Sein Gesicht wurde natürlich bewilligt. Dieses Schweigen herrschte in der Versammlung, als er sich erhob und sich wegen seines Auftretens entschuldigte. Er sagte, er habe Grund, Gen. Taylor zu kennen und er kenne ihn als Soldat und Mensch. Er sei 17 Monate bei seiner Armee gewesen und einen Theil dieser Zeit, als er krank, durch lange Marsche erschöpft und zum Sterben bereit war, habe er in Gen. Taylor einen warmen Freund und Beschützer gefunden. „Meine Herren,“ fuhr er fort, „ich bin bloß 19 Jahre alt, ich bin hier fremd und habe es nie versucht, öffentlich zu sprechen, aber ich habe in einigen Zeitungen Angriffe auf Gener. Taylor's Charakter als Mann gelesen, die ihn der Unmenschlichkeit und Grausamkeit beschuldigen und ich muß keck behaupten, daß solche Anschuldigungen vom Anfange bis zum Ende erlogen sind, gleichviel von wem sie immer herrühren mögen. Ich habe Grausamkeit und Unmenschlichkeit von Seiten der untergeordneten Offiziere an ihren Leuten ausüben, unmenschliche Züchtigungen für geringe Vergehen austheilen sehen; aber nie in Gegenwart Gen. Taylor's, der stets ein gütiger Vater und Beschützer des armen Soldaten war, und den jeder brave Soldat in seinem Heere als solchen liebte. Kein Mann von Ehre, der unter ihm diente, wird ihn der Grausamkeit gegen seine Truppen oder auch gegen den Feind be-

schuldigen. Ich war bei ihm zu Fort Brown, — marschirte mit ihm nach Point Isabel, — war in den Schlachten von Palo Alto, Resaca de la Palma und Monterey. Nach der Einnahme von Matamoros, anstatt eins der Häuser in der Stadt als Quartier zu benützen, überließ er sie alle seinen kranken, verwundeten und leidenden Soldaten, und er selbst, der alte Mann, schlief in seinem Zelte in einem Bette, das nicht mehr als 4 Zoll über dem Schmutz und Wasser stand, die es umgaben.“

Der Sprecher erzählte nun manche mit den Bewegungen der Armee verbundene interessante Vorfälle, die Gen. Taylor's Wohlthätigkeit und das vollkommene Vertrauen seiner Truppen in seine Talente als Feldherr in's hellste Licht setzten. Dann fuhr er fort: „Er schuf in uns Allen das Gefühl, als hätte Jeder die zweifache Stärke, die er wirklich besaß und konnte doppelt so viel thun, als jeder andere Soldat in der Welt. Er war immer der erste, wo es Gefahr gab und pflegte zu sagen: „Schaut auf mich und lauft nie, bevor ich selbst davonlaufe!“ — Aber er lief nie vor dem Feinde, er wandte sich nie von den leidenden Soldaten ab, ohne Alles gethan zu haben, was er konnte, ihm zu helfen und zu trösten. Auf dem Marsche nach Seralvo ließen meine Kräfte nach und wäre nicht Gen. Taylor gewesen, so würde ich auf dem Wege liegen geblieben sein, um zu sterben oder von herumstreifenden Feinden ermordet zu werden. Aber er sah mich und erkannte an meinem Aussehen, daß ich vollständig erschöpft war. Er nahm mich auf, setzte mich auf sein eigenes Maulthier und ich ritt so mit ihm etliche Tage. Damals rettete er mir das Leben, und ich bin bereit, für ihn jeden Blutstropfen zu opfern, wenn er je wieder einen Soldaten braucht.“

Ein andermal waren uns fast alle Lebensmittel ausgegangen; wir hatten nichts zu essen, als etwas schimmlichen Zwieback und ranzigen, gesalzenen Speck. Einer der Offiziere verfügte sich zu Gen. Taylor und beklagte sich, daß er solches Zeug nicht genießen könne. „Gut, mein Herr,“ sagte der General, „kommen Sie, und nehmen Sie Ihr Mittagmahl bei mir.“ Die Einladung ward natürlich mit Freuden angenommen und der Offizier, der sich auf einen guten Schmaus gefaßt machte, warf sich in Galla und stolzirte nach des Generals Hauptquartier. Anstatt aber dort eine mit Delikatessen reich besetzte Tafel anzutreffen, sah er den General vor'm Feuer sitzen, an einem Stecken ein Stück von demselben alten Speck röstend, und dieser, nebst etwas schimmlichen Zwieback und ein wenig Bohnensuppe, diente als Mittagmahl für ihn und den betroffenen Offizier, der von Kostbief und Plumpuding geträumt hatte. Dieser Herr nahm später kein Mittagessen mehr bei General Taylor ein.“

Der junge Soldat sprach etwas über 20 Minuten, sein Auge sprühte Thränen des Zornes, als er von den Verläumdungen rebete, mit denen man Gen. Taylor angreift; und seine Stimme zitterte, als er überwältigt von heißem Dankgefühl, auf des edlen Helden Menschenfreundlichkeit zu sprechen kam. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß der Beifallsturm der Versammlung den Redner häufig unterbrach. Nachdem er geendet, kündigte der Präsident den Zuhörern an, daß der junge Mann, der sie eben angeredet, Sergeant Edward Sherman von Massachusetts sei. — Hr. Sherman wurde sofort unter neuem Beifallstürme zum Ehrenmitglied des Clubs ernannt. B. Teleg.

In D r f o r d, Ohio, ließ sich neulich das hübsche erst d r e i z e h n Jahre alte Töchterchen, eines Schuhmachers von einem Lehrlinge ihres Vaters bei Nacht und Nebel entführen. Das heißt bei Zeiten dazu gethan! Möge sich nur auch bei dem verübten jungen Mädchen das Sprichwort bewähren: „Zug gefreit hat Niemand gereut.“ Der Name der frühesten Schönen ist Mary Smith.